

lesen. So und so bin ich drin, in der Auseinandersetzung um die Zeit, den Stoff, das Ungeklärte, um das Schweigen in den Verhältnissen. Das ist so und nicht zu ändern. Zwischen 1976 und 2018 liegen reichlich 40 Jahre. Noch vor kurzem hätte ich gesagt, dass das viel Zeit ist. Aber welche Quellen, welche Kontexte, welche Geschichte haben wir in uns so sicher, dass sie nicht ins Rutschen kommen?

Alles, von Anfang an. Ich musste an Jacob denken. Es war vor Wochen, vielleicht im Januar 2018, als er mich nach einer Veranstaltung in Berlin angesprochen hatte. Seit fünf Jahren war ich Vorsitzende der Doping-Opfer-Hilfe. Eine Organisation, die all diejenigen unterstützt, die aus dem Glanzbild des Sports herausgefallen sind. Hauptsächlich die, die mit dem Staatsdoping der DDR kollidiert waren. Was zu sehen und zu hören ist, wenn die Scheinwerfer ausgestellt sind und die Zeit nach dem großen Kämpfen beginnt, ist der Gesellschaft nicht zu vermitteln. Es interessiert sie nicht. Der Sport soll Siegmachine, Weltgottesdienst ohne Gott oder was auch immer sein. Aber bitte nicht das Couchprogramm vermässeln. Sport ist schön, Sport ist gut, Sport ist für alle da. Und ansonsten? Schulterzucken, Pech gehabt, selber schuld. Dunkle Nachbilder sind uncharming. Am besten, sie kommen gar nicht erst vor.

Jacob und seine unruhigen Augen, die verwaschenen Jeans, die Basecape mit NY vorn drauf. Seine Art, sofort zur Sache zu kommen, mich an einen Tisch zu ziehen und Stapel an Fotos auszupacken. Seine Zeit als Zirkusakrobat. Hier, zeigte er stolz, das war ganz mein Ding. Auf dem Foto ein feingliedriger Körper, der ganz oben, direkt unter der Kuppel des Zirkuszeltens schwebte. Auf der anderen Seite zwei Hände, bereit, ihn aufzufangen. Da ist irgendwann mal was schiefgegangen, meinte er und sah mich unverwandt an. Und dann? – War's vorbei. War zu viel Angst da, und ich bin zu den Rennfahrern.

Seine Zeit auf dem Rennrad und der nächste Packen Fotos. Und Urkunden. Und Medaillen. Das habe ich genauso seriös behandelt wie die Zirkusnummer, versicherte er. Ich nickte und sah ihn zum ersten Mal länger an. Warum sind Sie da?, fragte ich. Jacob erklärte: Ich stand auf dem Vorplatz des Dresdner Hauptbahnhofs. Ein Auto kam. Wir fuhren eine knappe Stunde. Wir stiegen aus, und ich verbrachte die nächsten zehn Wochen in einem Zimmer neben

Sigmund Jähn. – Neben Sigmund Jähn? Dem ersten Deutschen im All? Der Mann mit dem Basecap schob weiter Fotos über den Tisch, als müssten die irgendwas beweisen. Auf einem er, sehr jung, mit Lorbeerkranz um den Hals, das Gesicht verschwitzt, strahlend. Wann war das? – 1974. – Ich meine, das mit Sigmund Jähn? – Auch so um die Zeit. Aber das habe ich erst später kapiert, als der mir im Fernsehen unentwegt aus seiner Flugkapsel zuwinkte.

Jacobs Augen, sein Körper, dünn wie eine Gurke. Er erzählte was von Nadeln, Drähten, Biopsien. Sind Sie sicher, dass da was mit Ihnen gemacht wurde? Eine Frage, die ich mir hätte sparen können. Deshalb war er ja da. Er schüttelte den Kopf: Es gibt nichts, keine Unterlagen, kann man komplett vergessen. Ich sah in sein Gesicht. Mehr als fünf Jahre machte ich das schon: Recherchen, Gespräche, Behörden, Archive, am Ende fast immer nichts, jedenfalls nichts von Belang, nichts Belastbares, nichts, was jemandem wie Jacob helfen könnte. Es geht nicht um Sie, sagte er in die Pause hinein. Sondern? – Ich muss es wissen. Ich muss das Programm kennen, alles, von Anfang an. – Mit Ihnen ist irgendwas gemacht worden, sagen Sie? – Klar. – Und heute wollen Sie wissen, was es war, weil es Ihnen schlecht geht?

Wir sahen beide auf denselben Punkt auf dem Boden, als sei der in der Lage, uns über die Situation zu hieven. Jacob zog sein Basecape vom Kopf. Kein einziges Haar, keine Wimper, keine Augenbraue. Ist Ihnen schnuppe, nicht, schob er nach und winkte nur ab: Aber das ist es nicht einmal. Worum es geht, ist der Kampf gegen das Nichts. Dass sich nichts tut, dass es keine Klärung gibt, niemanden, der redet. Als ob es das alles nicht gegeben hätte. – Aber könnte es nicht auch anders gewesen sein? – Wie anders?

Anämisches. »Die besonderen Bedingungen des Raumfliegers«, heißt es in der Haase-Studie, sind »Schwereelosigkeit, kosmische Strahlung, künstliches Wohnumfeld, nervlich-emotionale Anspannung«^[6]. Mir wäre Sehnsucht nach Wald eingefallen oder Angst vielleicht. Aber letztlich hatte ich mir nie wirklich Gedanken darüber gemacht. Bei Schwerelosigkeit dachte ich an Trampolin und Achterbahn, an ein fliehendes, sagenhaft leichtes Gefühl, das zwangsläufig mit viel Luft zu tun hatte. Nun las ich, dass sich unter der Schwerelosigkeit die

Muskeln abbauten und das Blut in den Kopf stieg. Dass es zu einer »negativen Wasserbilanz« komme und zur »akuten Verschlechterung der Sehschärfe«^[7]. Auch sei der Energieverbrauch unter der Schwerelosigkeit um das Fünffache erhöht.

Als würden unsere Erdenkörper da oben im All einen systematischen Schlag wegkriegen. Vor allem Muskeln, Knochen, Blut, Hirn. Als steuerten wir im Himmel in eine heftige Demenzphysis, dachte ich. Dazu der Zwang, im hermetischen Raum auszuharren, sich im engsten Radius einzurichten, den eigenen Körper aufs Äußerste zu reduzieren. Und das über Wochen, Monate, vielleicht Jahre. Außerdem gehe es in den Flugkapseln enorm laut zu, hieß es. Der Maschinentrakt arbeite unablässig. Die Raumanzüge seien von innen her kalt. Wegen fehlender Bettschwere wäre an Schlaf kaum zu denken. Tag und Nacht existierten im All nicht. Nicht zuletzt die starke Belastung durch ionisierende Strahlung, durch Lichtblitze, durch »sensorischen Hunger«^[8].

Die Klimaanlage im Archiv ackert, ich schwitze. So hatte ich mir das nicht vorgestellt: Man kann sich da oben nicht bewegen. Blut, Knochen, Muskeln, Hirn gehen rasend schnell flöten, dazu kein Schlaf, viel Strahlung, viel Langeweile. Das Exklusivdrama der Kosmoshelden las sich bei Flugmediziner Haase eher wie eine bizarre Bühnenshow.

Terra incognita. Fünf Tage nach der ersten Schätzchen-Mail kam die zweite: »Na, Schätzchen bist Du schon nervös? Keine Sorge, wir haben Dich nicht vergessen. Es geht nur noch um ein paar Details. Feintuning ist heute ja bekanntlich alles. U. S.« Mails dieser Art kommen ja oft noch in Serie. So richtig zum Wundern war das also nicht. Und dennoch: Etwas war da. Etwas, was mit den Wörtern, mit ihrem Ton zu tun hatte. Als ob ich den Raum, aus dem die Wörter kamen, irgendwie schon kennen würde. *Unknown soldier*. In einem Sonntagabend-Tatort, der keine Auflösung finden soll, kommt irgendwann eine sonnambule Figur mit schwarzem Kapuzenpulli um die Ecke. Der Kommissar hat dann zu raunen, dass seit längerem einer in der Stadt lebe, der vermutlich aus dem Bosnienkrieg oder aus Afghanistan komme. Ein alter Kämpfer, der sein Handwerk gelernt habe. Einer an der unsichtbaren Front, der von der Pike auf

gelernt habe, im Stillen sein Programm durchzuziehen. Eine Art sozialer Outlaw, der das Verborgene liebe.

»Was essen Kosmonauten? Die Art und Weise, sich zu ernähren ist weitgehend irdisch. Zur Verfügung stehen 70 Produkte, verpackt in Rationen, die 65 Prozent in dehydrierter Form vorliegen. Man kann sagen, dass die Ernährung aus Tuben schon Geschichte in der bemannten Raumfahrt ist. Nur noch Fruchtsäfte oder -konzentrate, Pürees, pastenartige Produkte befinden sich im Angebot. Es erklärt sich aus den Besonderheiten der Nahrungsaufnahme in der Schwerelosigkeit. Bekanntlich dürfen ja keine Verkrümelungen oder Flüssigkeitstropfen in die Kabinenatmosphäre gelangen, da sie bei Einatmung zu schwerwiegenden Komplikationen führen können.«

Zentrales Archiv des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt e.V., Göttingen, BAAR, A872, unnummeriert.